

Ulrike Winkler

**„Ob es ein Abschiedsgruß für immer ist,
steht in Gottes Hand.“**

**Kriegserleben und Kriegserfahrung der Familie Brünger
1914–1919**

1. Einleitung

Am Ende seines 1924 erschienenen Buches „Der Zauberberg“ entlässt Thomas Mann (1875–1955) seinen Hauptprotagonisten Hans Castorp in das „Weltfest des Todes“, womit der Literaturnobelpreisträger wenig verklausuliert auf den Ersten Weltkrieg anspielt. Für Castorp, der seinen Vetter Joachim Ziemßen nur kurz auf dem Berghof, einem Sanatorium für Lungenkranke, hatte besuchen wollen und letztlich sieben Jahre „bei denen da oben“ blieb, bedeutete der Kriegsbeginn das immer heftiger herbeigesehnte Ende der Passivität, der Langeweile, der Gereiztheit, des Stumpfsinns und nicht zuletzt die Befreiung von einer „namenlosen“ Ungeduld. Diese Gefühle entwickeln sich im Roman langsam und unmerklich, bis sie immer drängender, diffuser und beängstigender werden und vom Personal des Romans weder mit dem Legen von Patienten, halbherzig betriebenen Liebeleien, unmäßigem Alkoholkonsum, dem unablässigen Abspielen von Schallplatten und dem Abfeiern spiritistischer Sitzungen in geordnete Bahnen gelenkt, geschweige denn gebändigt werden können. Patienten und Patientinnen, aber auch Ärzte und Schwestern finden sich, wie Mann schreibt, allesamt auf einer „Streckfolter“ der Nerven-schwäche, zeitgenössisch „Neurasthenie“ genannt, vereint.¹ Der Donner-schlag des Krieges erlöst das internationale Publikum auf dem „Zauberberg“ und lässt es erleichtert und – für uns heute nicht mehr nachvoll-ziehbar – hoffnungsfroh in seine jeweiligen Heimatländer zurückkehren. Auch Hans Castorp kehrt der Heilanstalt den Rücken, er aber zieht in den Krieg, ein Lied aus Franz Schuberts (1797–1828) „Winterreise“ auf den Lippen. Ob Castorp auf Frankreichs Schlachtfeldern überleben wird, lässt der Autor offen.

Seinen weltberühmten Roman begann Thomas Mann 1913, im letzten Friedensjahr.² Wie bei den Bewohnern des fiktiven „Zauberbergs“ waren

¹ Hierzu immer noch luzide: Radkau, Joachim: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998.

² Eine fulminante und anregende Zusammenschau künstlerischer, literarischer, gesellschaftlicher, wissenschaftlicher, technischer und politischer Ereignisse des letzten Friedensjahres bietet Illies, Florian: 1913: Der Sommer des Jahrhunderts, Frankfurt (Main) 2012.

in dieser Zeit auch die Nerven ganz Europas angespannt. Vor allem im Deutschen Reich herrschte ein Gefühl der Ungewissheit über das weitere Schicksal. Außenpolitisch wähnte man sich von England, Russland und Frankreich „eingekreist“.³ Nur ein militärischer Befreiungsschlag schien das Deutsche Reich aus seiner isolierten geopolitischen Lage „erlösen“ zu können. Tatsächlich aber ging es um die Sicherung und den Hinzugewinn von territorialen und damit politischen und wirtschaftlichen Interessensphären, sowohl in Europa als auch in Übersee, die mit wirtschaftlichen und diplomatischen Methoden vergeblich angestrebt worden waren. Mit dem Waffengang wurden jedoch noch andere Hoffnungen verknüpft. Sowohl bürgerlich-intellektuelle als auch christliche Kreise hegten die Erwartung auf eine Einigung der unter sozialen und politischen Spannungen leidenden deutschen Gesellschaft. Für viele Deutsche war der Krieg eine willkommene Unterbrechung des Trosts des Vorkriegsalltags, ein Ausbruch aus der Sättigtheit einer langen Periode des Friedens und der Beständigkeit, die man zunehmend mit Missmut und Langeweile betrachtete.

Es war vor allem der Mehrheitsprotestantismus, der sich von der großen Schlacht der Völker eine kathartische Wirkung und eine Wiederbelebung des christlichen Glaubens versprach.

„Man feierte den Krieg, der alles Unechte, Oberflächliche und Falsche hinwegfege, als den großen Erzieher und Führer zu den Wahrheiten christlichen Glaubens“,⁴ wie der Kirchenhistoriker Martin Greschat (1934–2017) einmal treffend schrieb.

Im Folgenden soll es um die Erlebnisse und Erfahrungen einer westfälischen Familie im Ersten Weltkrieg gehen.⁵ Im Mittelpunkt stehen Pastor Theodor Brünger (1874–1951),⁶ seit 1913 Vorsteher der „Westfälischen Evangelischen Blödenanstalt Wittekindshof“ in Volmerdingsen bei Bad

³ Für eine kurze Darstellung des Ersten Weltkriegs (auch aus protestantischer Sicht), vgl. Winkler, Ulrike: *Männliche Diakonie im Zweiten Weltkrieg. Kriegserleben und Kriegserfahrung der Kreuznacher Bruderschaft Paulinum von 1939 bis 1945 im Spiegel ihrer Feldpostbriefe*, München 2007, S. 28–44. Dort auch zahlreiche Literaturverweise.

⁴ Greschat, Martin: *Krieg und Kriegsbereitschaft im deutschen Protestantismus*, in: Kaiser, Jochen-Christoph/Greschat, Martin: *Protestanten in der Zeit. Kirche und Gesellschaft in Deutschland vom Kaiserreich bis zur Gegenwart*, Stuttgart/Berlin/Köln 1994, S. 65. Hierzu grundsätzlich auch: Winkler, Diakonie (wie Anm. 3).

⁵ Vgl. auch Rottschäfer, Ulrich (Hg.): *„Wir denken an Euch.“ Feldbriefe eines ravenbergischen „Heimtpastors“ im Ersten Weltkrieg* (= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 37), Bielefeld 2011.

⁶ Zu Theodor Brünger vgl. Bauks, Friedrich Wilhelm: *Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945* (= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, S. 64, Nr. 823. Er war ein Sohn von Pastor Wilhelm Brünger (1832–1911), von 1870 bis 1909 Pastor in Exter (a.a.O., S. 64, Nr. 821), und seiner Frau, der Gutsbesitzertochter Pauline Brünger, geb. Meier (1852–1922).

Oeynhausens,⁷ seine Ehefrau Anna Brünger (1882–1962), geb. Müller,⁸ sowie die Geschwister, Schwäger und Schwägerinnen der beiden Eheleute.⁹ Wie stand die Familie Brünger zum Kriegsbeginn? Welche Gedanken und Gefühle bewegten die Familienmitglieder? Der Erste Weltkrieg sollte nicht – wie von Kaiser Wilhelm II. (1859–1941) angekündigt – mit einem raschen deutschen Sieg entschieden sein, im Gegenteil. Wie ging die Familie Brünger mit diesem „Moratorium des Alltags“ (Odo Marquard), dessen Ende sie nicht kannte, um? Wie gestaltete sie ihren Alltag im Krieg? Schaffte sie es, eine gewisse Normalität zu leben? Welche Bedeutung besaß in diesem Zusammenhang ihr christlicher Hintergrund? Nach und nach wurden die wehrpflichtigen Männer der Familien Brünger und Müller zum Wehrdienst eingezogen. Mit welchen Gedanken und Gefühlen bestiegen sie die Züge an die Front? Welchen Sinn verliehen sie ihrer Kriegsteilnahme? Je länger der Krieg dauerte, umso häufiger wurde die Familie Brünger mit dem Tod konfrontiert. Im März 1915 betrauerte die Familie den Tod Heinrich Stoevesandts – seine Frau Maria (1882–1958) war eine Schwester Theodor Brüngers. Bald darauf fiel Karl Müller, ein Bruder Anna Brüngers. Ihm folgte Theodor Brüngers jüngster Bruder Friedel (* 1895) im April 1918. An den Folgen des Krieges verstarb Walther, der zweite von drei Brüdern Anna Brüngers. Waren diese Männer, die in ihren zwanziger und dreißiger Lebensjahren standen, in der Wahrnehmung ihrer Hinterbliebenen den „Heldentod“ gestorben?

Das Schlachtfeld war ein Ort, auf dem während des Ersten Weltkrieges in großer Zahl gestorben wurde. Aber auch Psychiatrien und Heil- und Pflegeanstalten für Menschen mit geistiger Behinderung waren in dieser Zeit häufig Orte großen Sterbens.¹⁰ Zu einem Schauplatz des Todes wurde auch der Wittekindshof, wo dutzende Männer, Frauen und Kinder an den Folgen von Unterernährung, Schwäche und Krankheiten zugrunde gingen. Wie konnte dies geschehen? Berichtete Anstaltsleiter Theodor

⁷ Vgl. Schmuhl, Hans-Walter/Winkler, Ulrike: „Der das Schreien der jungen Raben nicht überhört“. Der Wittekindshof – eine Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, 1887 bis 2012 (= Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel 21), Bielefeld 2012. Zur Berufung Theodor Brüngers auf den Wittekindshof s. a.a.O., S. 123f.

⁸ Sie war eine Tochter des Gymnasialprofessors Karl Müller (1848–1931) vom Evangelisch-Stiftischen Gymnasium in Gütersloh und seiner Frau, der Pastorentochter Elisabeth Müller, geb. Tiemann (1855–1918). Ihr Vater war Wilhelm Tiemann, (1822–1902), von 1865 bis 1884 Pfarrer in Dornberg bei Bielefeld. Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 6), S. 510, Nr. 6327.

⁹ Theodor Brünger hatte fünf Brüder (von denen einer als Kleinkind starb) und sieben Schwestern (von denen zwei im Kleinkindalter starben). Anna Brünger hatte drei Brüder.

¹⁰ Immer noch grundlegend: Faulstich, Heinz: Hungersterben in der Psychiatrie 1914–1949. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie, Freiburg 1998. Für den Bereich Westfalens siehe: Kerstin, Franz-Werner/Schmuhl, Hans-Walter (Hgg.): Quellen zur Geschichte der Anstaltspsychiatrie in Westfalen, Bd. 2: 1914–1955, Paderborn 2004.

Brünger in seinen Briefen über das Schicksal der ihm anvertrauten Menschen? Und wenn ja, wen zog er ins Vertrauen?

Eine zeitweise Anstaltsbewohnerin gab es auch in der Familie Brünger. Im ersten Kriegsjahr wird Sophie (1887–1917), die zweitjüngste Schwester Theodor Brüngers, zum zweiten Mal in die Heil- und Pflegeanstalt für Epileptische „Bethel“ bei Bielefeld eingewiesen. In den Briefen ihrer Angehörigen irrlichtet das „arme Sophiechen“, wie sie genannt wird, als weitere Last im ohnehin beschwerlichen Kriegsalltag herum. Ein Blick in ihre Krankenakte zeigt hingegen eine junge Frau, die nicht nur Anteil am Wohl und Wehe ihrer Angehörigen nahm, sondern sehr genau wusste, dass mit ihr etwas nicht stimmte. Ihrem Schicksal soll ebenfalls nachgegangen werden.

Ein Blick auf die familiäre Verarbeitung der deutschen Niederlage beschließt diesen Beitrag.

2. Quellen und Methoden

Grundlage der folgenden Darstellung ist ein Quellenkonvolut, das zur Vorbereitung eines Symposiums über Theodor Brünger, das am 17. Juni 2017 auf dem Wittekindshof stattfand, von der Familie Brünger zur Verfügung gestellt wurde. Dieser ungeordnete Bestand umfasst insgesamt etwa 2.000 Dokumente, darunter mehrere hundert Briefe und Postkarten aus den Jahren von 1911 bis 1928. Das Konvolut, einige hundert Briefe, birgt eine gewisse Unwucht hinsichtlich der Anzahl der Schriftstücke und deren zeitlicher Streuung. So datieren die meisten Briefe aus den Jahren von 1914 bis 1916/1917, für die anderen Jahre ist die Überlieferung ungleich dürftiger. Dies kann zwei Gründe haben: Entweder es gibt – aus welchen Gründen auch immer – Überlieferungslücken, oder das Bedürfnis nach gegenseitigem Halt und der Wunsch nach einer Verfestigung familiärer Bindungen war in den ersten drei Kriegsjahren ausgeprägter.

Diese These führt geradewegs zu der Frage nach der Funktion von schriftlicher Korrespondenz in Zeiten des Krieges.¹¹ Krieg suspendiert den bis dahin gelebten Alltag, zugleich entwickeln die Menschen aber auch einen neuen Alltag. Für den Soldaten werden das Warten auf den Einsatz, der Befehlsempfang, Angriffe und Rückzüge, der Bau von Unterkünften und das „Quartiermachen“, Verwundungen und schließlich der Tod zu Alltäglichkeiten, zur Normalität. Für die Daheimgebliebenen bleiben zunächst viele Alltagsroutinen erhalten, aber mit zunehmender Kriegsdauer wachsen die Unwägbarkeiten und die Unsicherheiten, etwa das Warten auf Nachrichten von der Front oder das Versorgungsproblem. Hinzu kam die ständige Sorge um die Väter, Ehemänner und Brüder an

¹¹ Die folgenden Ausführungen nach Winkler, *Diakonie* (wie Anm. 3), S. 91-109.

der Front. Der Einzelne unterliegt mithin dem Zwang, sich ständig auf unvorhergesehene und nicht selten existentielle Situationen einstellen zu müssen, auf die er zudem wenig oder gar keinen Einfluss besitzt. Zwei Welten standen nun einander gegenüber, eine fremde – die Front – und eine bekannte, aber immer fremder werdende – die Heimat. Wollte man einander nicht verlieren, so musste eine Brücke geschaffen werden. Briefe, Päckchen und Karten mussten nun die persönliche Begegnung ersetzen – ein für Störungen anfälliges und äußerst brüchiges Band.

Rund 28,7 Milliarden Feldpostsendungen gingen während des Ersten Weltkrieges zwischen Heimat und Front hin und her. Die Frequenz des Briefverkehrs im Reichsinneren dürfte wohl deutlich unter dieser Anzahl gelegen haben, war aber wohl immer noch sehr hoch. Allen kriegführenden Staaten war die Beförderung der Briefe und Päckchen ihrer Bürger ein wichtiges Anliegen – man wusste um deren psychologische Bedeutung. Zugleich aber verhängten sie Zensurvorschriften für die Zivil- und selbstredend auch für die militärische Post und verhinderten damit Auskünfte zu Fragen, etwa zum Aufenthaltsort oder zu den Umständen an der Front. Die Briefeschreiber wussten natürlich um diese Zensurvorschriften und hielten sich an diese – wie zum Beispiel Walther Müller, Anna Brüngers Bruder, der am 13. August 1914 aus Metz schrieb: „Hier ist es sehr interessant, doch muss man mit Mitteilungen vorsichtig sein, da verfängliche Karten von der Beförderung ausgeschlossen sind.“ Friedel Brünger und Fritz Stricker (1881–1919) – er war mit Theodor Brüngers Schwester Magdalene (* 1884) verheiratet – teilten nie mit, wo in Frankreich sie gerade eingesetzt waren. Neben das Datum setzten sie lediglich „Westen“.¹² Oder – wie Konrad Müller (1886–1981), der jüngere Bruder Anna Brüngers – trocken-nüchtern: „7. November 1916. Schützengraben“.¹³

Nicht nur provoziert durch diese „äußere Zensur“ traten – wie im Übrigen in jeder Kommunikationsgemeinschaft – Konzessionen hinzu, die der Person der Adressaten, ihrer beruflichen Stellung und ihrer Bedeutung im Leben des Absenders gemacht wurden. Mit anderen Worten: Manche Themen wie zum Beispiel das Töten an der Front wurden gegenüber den Angehörigen nicht oder nur verklausuliert erwähnt. So kann man zum Beispiel in den Briefen Friedel Brüngers an seinen Bruder Theodor lesen, dass seine „Arbeit“ „sehr interessant“¹⁴ sei. Das Wort „Arbeit“ für den Dienst im Krieg war im Übrigen nicht ungewöhnlich. In vielen Feldpostbriefen finden sich Parallelen bzw. Ähnlichkeiten zwischen Soldaten und Arbeitern, waren doch Disziplin, anhaltende monotone Tätigkeiten, die Weisungsgewalt des Vorgesetzten und die Befolgungspflicht

¹² Friedel Brünger an Theodor Brünger, 15. Dezember 1915. Fritz Stricker an Theodor Brünger, 8. Januar 1917.

¹³ Konrad Müller an Anna und Theodor Brünger, 7. November 1916.

¹⁴ Friedel Brünger an Theodor Brünger, 8. September 1916.

des Untergebenen beiden „Berufsgruppen“ gemein. Hinzu kam, dass eine gelungene militärische Aktion – die ja de facto das Töten von Menschen bedeutete – als „gute Arbeit“ gewertet werden konnte. Gewaltanwendung ließ sich also als Arbeit begreifen und damit als sinnvoll, zumindest als notwendig und unvermeidbar erfahren. „Kriegsarbeit“ wurde so – wie jede andere Arbeit auch – einfach zur „Arbeit“, über die man nichts Näheres mitteilte, deren Inhalt man also der Phantasie des Empfängers überließ. Auch die eigene Todesangst tabuisierten viele Soldaten, sie ließen sie im Vagen. „Man weiß ja auch nicht, wie lange es noch sein kann“,¹⁵ deutete Konrad Müller seine Sorgen im November 1916 in einem Brief an Anna und Theodor Brünger lediglich an.

Da es in dem zur Verfügung gestellten Konvolut keine Gegenüberlieferung gibt, war es nicht möglich, ein Briefgespräch zu rekonstruieren. Nur wenn sich der Schreiber ausdrücklich auf einen zuvor empfangenen Brief bezog, konnte dies in Ansätzen erfolgen. Vorliegend werden die Deutungs- und Verarbeitungsbemühungen der damals Involvierten im Mittelpunkt stehen, es geht also darum, das geschichtlich-objektive Kriegsgeschehen um eine subjektive „Innenperspektive“, hier der Familie Brünger und ihrer Angehörigen, zu bereichern. Diese Innenperspektive setzt sich – folgt man den Erkenntnissen der Wissenssoziologie – aus Erlebnissen und Erfahrungen des Individuums zusammen.¹⁶ Beide Worte werden umgangssprachlich meistens synonym verwandt, was ihrem jeweiligen Bedeutungsinhalt einerseits nicht gerecht wird und andererseits das wissenschaftliche Anliegen des Symposiums verwässern würde. Was wird vorliegend unter einem Erlebnis verstanden? Auf den Menschen strömt ständig eine Fülle äußerer und innerer Eindrücke ein. Um sich nicht in der Masse dieser zum Teil diffusen Impressionen zu verlieren, bedenkt der Mensch sie entweder mit Aufmerksamkeit oder er ignoriert sie. Mit anderen Worten: Er unterscheidet bewusst oder unbewusst zwischen wichtigen und unwichtigen Ereignissen. Mit dieser Auswahl ist die erste Voraussetzung geschaffen, die Impressionen mit Sinn zu versehen: sie sind zu Erlebnissen geworden. Nun harrt das Erlebnis der Interpretation und der Sinngebung, um in der Wirklichkeit des Individuums einen akzeptablen Platz zu finden. Gelingt es also, einem Erlebnis eine plausible

¹⁵ Konrad Müller an Anna und Theodor Brünger, 7. November 1916.

¹⁶ Die folgenden Überlegungen nach: Latzel, Klaus: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (MGM), Nr. 56/1997, S. 1-30; Latzel, Klaus: Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserleben – Kriegserfahrung 1939–1945, Paderborn 1998; Latzel, Klaus: Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?, in: Werkstatt Geschichte Nr. 22/1999, S. 7-23; sowie Humburg, Martin: Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachts-soldaten aus der Sowjetunion 1941–1944, Wiesbaden 1998.

Bedeutung zuzuschreiben, wird das Erlebnis im Verständnis des Betroffenen also „sinnvoll“, so ist von Erfahrung zu sprechen.

Wie aber werden Erlebnisse zu Erfahrungen? Wie werden Erfahrungen „gemacht“? Die Instrumente für seinen Sinnbildungsprozess findet das Individuum in seinem „sozialen Wissen“. Kurz gefasst kann man sagen, dass das „soziale Wissen“ all das enthält, was dem Menschen helfen kann, sein tägliches Leben zu meistern. Es besteht zum größten Teil aus Routinewissen und praktischen Handlungsweisen, beinhaltet aber auch Urteile und Vorurteile, Normen und Wertmaßstäbe, Überzeugungen und Glaubensinhalte, die als Deutungs- und Sinnmuster auch für die großen Fragen des Lebens und Sterbens Orientierung bieten sollen. Dabei ist das „soziale Wissen“ nicht die Privatsache eines Individuums, sondern es ist ein soziokulturelles Produkt, welches sich aus dem gesellschaftlichen Wissensvorrat der jeweiligen Zeit speist. So gehörte es seinerzeit etwa zum „sozialen Wissen“ eines Protestanten, sowohl Gott als auch dem Kaiser und dessen Politik gehorsam zu dienen. Was für einen christlichen Soldaten selbstverständlich bedeutete, in den Krieg zu ziehen, auch wenn er genau wusste, dass er gegen das 6. Gebot [reformierter Zählung] verstoßen würde.

Da das „soziale Wissen“ eines Menschen in seiner Sprache gespeichert ist, kann man diesem gut auf die Spur kommen. Zum Beispiel sind die Briefe von Soldaten des Ersten, mehr aber noch des Zweiten Weltkrieges voll von Bemerkungen über die Länder und die Menschen, die sie überfallen haben. Vor allem die Wohnverhältnisse wurden ausführlich beschrieben. Führt man sich nun vor Augen, dass sich an einer russischen Kate kein Hinweis befand, ob sie als „Hundehütte“ oder als „Bauernhäuschen“ bezeichnet werden wollte, dann wird deutlich, dass es der Briefeschreiber war, der vor dem Hintergrund seines „sozialen Wissens“ darüber entschied, wie er etwas Vorgefundenes sah und beschrieb.

Ein Letztes: Die Schreiberinnen und Schreiber waren sich nicht darüber im Klaren, dass ihre Briefe einmal zu Quellen und zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen anlässlich eines Familientreffens fast einhundert Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs würden; sie sind daher wohl weitgehend frei von Bedenken, was die Nachwelt einmal über ihre Mitteilungen denken würde. Mit anderen Worten: Theodor und Anna Brünger, Konrad Müller, Magdalene Stricker, Sophie Brünger und all die anderen, über deren Briefe wir uns heute beugen, haben nicht für uns geschrieben.

3. Haltungen zum Krieg

Das Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger und dessen Frau in Sarajevo am 28. Juni 1914 löste den Bündnisfall mit Österreich

aus. Am 1. August 1914 erklärte das Deutsche Reich Russland den Krieg, zwei Tage später Frankreich. Die Kriegsbegeisterung im Deutschen Reich war groß, auch bei einigen Mitgliedern der Familie Brünger. Theodor Brünger wollte sich sogar sofort mit Kriegsbeginn als Feldgeistlicher an die Front melden. Diese Pläne riefen bei seinem Schwiegervater eine interessante Reaktion hervor. Karl Müller sorgte sich nämlich mehr um die Zukunft der Bewohner und Bewohnerinnen des Wittekindshofes als um seine Tochter und seine vier Enkeltochter, von denen die jüngste, Martha (1914–2000), gerade einmal vierzehn Tage alt war. Am 2. August 1914 schrieb Karl Müller an Theodor: „Kannst du denn aus deiner Arbeit fort? Die Sorge für deine eigene Familie könnten die anderen ja vielleicht [...] abnehmen. Aber was wird aus der großen Familie der Blöden?“¹⁷ Bedrückt über den bevorstehenden Krieg zeigte sich Annas Mutter, die sich um ihre wehrpflichtigen Söhne sorgte und Anna und Theodor Brünger am 1. August 1914 schrieb: „Die Nachrichten werden immer bedrückender[,] und wir sind natürlich alle in ganz trauriger Stimmung. [...] Wer weiß, was unserem lieben Walther noch bevorsteht.“¹⁸ Der Schwägerin Anna und Theodor Brüngers, Maria Müller,¹⁹ verdanken sich weitere zeitnahe Eindrücke. Am 16. August 1914 sagte sie einen Besuch auf dem Wittekindshof ab und beschrieb die anfängliche nervliche Belastung der Zeitgenossen: „Es war eine schreckliche Zeit der Spannung vorher, Krieg oder kein Krieg, und nun nach vierzehn Tagen sind schon die ersten Gefechte gewesen.“²⁰ Dann aber verwies sie auf die freudige Zuversicht, die allerorten zu herrschen schien:

„Wenn unser Vaterland aus diesem schrecklichen Krieg nur siegreich hervorgehen möchte. Die Einigkeit und die Begeisterung bürgen schon [...] dafür. Wir haben auf dem [...] Bahnhof viele Militärzüge durchkommen sehen; es war großartig, wie an alles gedacht war und wie alles klappte, wie froh die Soldaten waren und im Grunde doch ernst.“

Maria Stoevesandt, eine Schwester Theodor Brüngers, betrachtete das Geschehen entschieden kritischer, was wohl nicht zuletzt daran lag, dass ihr Mann Heinrich sofort mobilisiert worden war. Am 6. August 1914, also wenige Tage nach Kriegsbeginn, schrieb sie an ihre Geschwister: „Nun ist der große Krieg da[,] und es will einem durchaus nicht in den Sinn, dass die Männer gegeneinander gehen und sich töten sollen, die nichts gegen-

¹⁷ Karl Müller an Theodor Brünger, 2. August 1914. Das Gerücht, dass Theodor Brünger den Wittekindshof verlassen und als Feldgeistlicher dienen wollte, war auch im Oktober 1915 noch virulent. Vgl. Paula [ohne Nachnamen] an Anna, 15. Oktober 1915.

¹⁸ Elisabeth Müller an Anna und Theodor Brünger, 1. August 1914.

¹⁹ Maria war mit Karl Müller, dem ältesten Bruder Anna Brüngers, verheiratet.

²⁰ Maria Müller an Anna Brünger, 16. August 1914. Danach auch die folgenden Zitate.

einander haben.“²¹ Scharfsinnig analysierte sie den Mechanismus, der die Männer und auch ihren Mann widerstandslos an die Front hatte gehen lassen: „Erst, wenn man sich als Einzelner ganz vergisst und als Glied des Ganzen sieht, kann man sich begeistern und befreien von dem Druck und der Traurigkeit“, um resigniert festzustellen: „Die Menschheit ist eben noch nicht reif für den Völkerfrieden.“ Wie ihr abschließend geäußelter Wunsch, dass sie in diesen Tagen gerne ein Mann sein würde, letztlich zu interpretieren ist, kann nicht beantwortet werden. Nach dem zuvor Gesagten kann man wohl nicht davon ausgehen, dass sie – wäre sie denn ein Mann gewesen – gerne in den Krieg gezogen wäre.²²

Es war vor allem auch die protestantische Geistlichkeit, die – durch den Summepiskopat eng mit Kaiser und Thron verbunden – ein unkritisches Bündnis mit dem Militär eingehen sollte. So veranstaltete sie Abschiedsgottesdienste für die ausrückenden Soldaten, segnete deren Waffen und feierte die anfänglichen deutschen Erfolge mit besonderen Gottesdiensten und Glockengeläut. Am 21. August 1914 ließ Pastor Heinrich Brünger (1872–1937)²³ in Exter die Glocken seiner Kirche läuten. Anlass waren Bodengewinne der deutschen Truppen in den Vogesen und die erfolgreiche Einnahme Brüssels. Seinem Bruder Theodor schrieb er: „Freitagnachmittag haben wir hier zum ersten Mal und heute Morgen zum 2. Mal die Siegesglocken läuten lassen. Der Herr hat Großes an uns getan! Ehre sei Gott in der Höhe!“²⁴ Auch auf dem vaterländisch ergriffenen Wittekindshof ertönten nun regelmäßig die Siegesglocken. Am 3. September 1914, anlässlich der Einnahme von Lublin, teilte Theodor Brünger seiner Frau mit:

„Es ist, als wenn sich die gewaltigen Erfolge unserer Helden draußen immer überbieten müssten. Viermal in den wenigen Tagen, dass du abreistest, haben unsere hellen, festlichen Glocken schon ‚Sieg‘ geläutet. [...] Wie die Glocken kräftig klangen durch die stille Nacht vom Berge hinab ins Tal! Wir läuteten noch, da kam Schwester Vogelsang in Hemdsärmeln gelaufen. ‚Was ist los?‘ dann – weiße Mützen [gemeint waren die weißen Hauben der Diakonissen] – aus dem Gerahaus: Schwester Hanna und Anna. Immer mehr kommen in der Kirche zusammen: Brüder, Hausmütter,

²¹ Maria Stoevesand an die „lieben Geschwister“, 6. August 1914. Danach auch die folgenden Zitate.

²² Maria war eine weitere Außenseiterin unter den Geschwistern. Sie wandte sich der Anthroposophie zu, war auch in den 1920er Jahren im heilpädagogischen Zentrum Lauenstein bei Jena tätig. Nach einem gescheiterten Versuch, ein Heilerziehungsheim in Zürich zu eröffnen, baten ihr zweiter Mann und sie um eine Arbeit auf dem Wittekindshof, was Theodor ablehnte, woraufhin ihm sein Schwager Emmanuel (Sigmund) Flückiger, Marias zweiter Ehemann, herbe Vorwürfe machte.

²³ Zu Heinrich Brünger vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 6), S. 64, Nr. 822.

²⁴ Heinrich Brünger an Theodor Brünger, 24. August 1914.

Schwestern, Dienstmädchen. Dann haben wir ‚Nun danket alle Gott!‘ gesungen und den 63. Psalm gebetet und sind fröhlich zu Bett gegangen.“²⁵

Zwar lag der Wittekindshof weitab vom Kampfgeschehen, aber die Mobilmachung unterbrach auch dort den Alltag bzw. gestaltete ihn neu. Es war nun an Theodor Brünger, die Diakonissen, die verbliebenen Brüder, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und natürlich auch die Anstaltsbewohnerinnen und -bewohner durch diese unruhigen Zeiten zu begleiten. Im Wechsel abgehaltene Schwestern- und Brüderabende, wöchentliche Kriegsbetstunden und regelmäßige „Strickabende für Soldatenstrümpfe“ sollten das Gemeinschaftsgefühl stärken, seelischen Halt, moralische Erbauung und innere Stärkung geben.

Mit welchen Gefühlen waren die Männer der Familien Brünger, Müller, Stoevesandt und Stricker in den Krieg gezogen? Hierfür gibt es lediglich spärliche Hinweise. Konrad Müller, Anna Brüngers Bruder, verabschiedete sich am 3. August 1914 von seiner Schwester und seinem Schwager. Seine Kriegsteilnahme sah er als seine selbstverständliche Pflicht an. Ungewissheit, aber auch Gottvertrauen prägten seine Zeilen:

„Kurze Worte zum Gruß sollt auch Ihr von mir haben, ob es ein Abschiedsgruß für immer ist, steht in Gottes Hand, auf den wir in dieser Zeit allein unsere Hoffnung setzen müssen. [...] Was aus mir wird, kann ich noch nicht sagen, jedenfalls wird es Pflichten zu erfüllen geben.“²⁶

Maria Stoevesandt berichtete, dass ihr Mann Heinrich und Fritz Stricker die Tage vor der Mobilmachung zusammen verbracht hatten. „Einer war noch zappeliger als der andere“,²⁷ teilte sie ihren Geschwistern mit. Und weiter: „Heinis Herz war ja erst schwer, wenn er an die Zukunft dachte, ich habe getan, was ich konnte, um ihn zu beruhigen, das ist ja unsere Pflicht.“²⁸

Unterdessen hatte auch Konrad Müller seinen Gestellungsbefehl erhalten. Anfang 1916 trug ihm eine Verletzung eine Gesichtslähmung ein, die im „Lazarett Frauenklub“ in Düsseldorf „elektrisch“, behandelt wurde, wie er schrieb.²⁹ Im August 1916 war Konrad wieder so weit hergestellt, dass er an einem Granatwerferlehrgang in Sennelager bei Schloss Holte-Stukenbrock teilnehmen konnte. In einem Brief von dort an seinen Schwager Theodor setzte er sich mit „seinem Krieg“ auseinander:

²⁵ Theodor Brünger an Anna Brünger, 3. September 1914. Psalm 63,10f. (Luther 1912): „Sie aber stehen nach meiner Seele, mich zu überfallen; sie werden unter die Erde hinunterfahren. Sie werden ins Schwert fallen und den Füchsen zuteil werden.“

²⁶ Konrad Müller an Theodor und Anna Brünger, 2. August 1914.

²⁷ Maria Stoevesandt an die „lieben Geschwister“, 6. August 1914.

²⁸ Ebd.

²⁹ Konrad Müller an Anna Brünger, 9. Februar 1916.

„Und was man jetzt liest und hört und denken soll, so ist an Frieden noch immer nicht zu denken, dabei üben wir, wie man auf andere und auch neue Art Feinde ums Leben bringt. Je länger der Krieg, desto grausamer die Mittel[,] und solange man nicht selber drin ist, ist es nicht auszudenken, wie es sein mag.“³⁰

Dann wurde er nach Russland kommandiert. Während sich die tagelange Zugfahrt an die Ostfront noch einigermaßen angenehm vollzogen hatte – im Abteil war genügend Platz, Konrad Müller hatte Rotwein dabei –, änderten sich die Verhältnisse nach seiner Ankunft schlagartig:

„Seitdem hause ich in einem Stollen, etwa 5 Meter unter der Erdoberfläche, also gegen russische Granaten ziemlich sicher, sofern ich nicht im Graben selber bin. Gestern Nachmittag gegen vier Uhr beschoss uns die russische Artillerie, während wir [...] in einem Stollen arbeiteten, Feldwebel und Kompanieführer kamen noch herein, da die Granaten ganz in der Nähe einschlugen[,] und gleich darauf hörten wir auch schon, dass ein Mann durch Splitter getötet, ein anderer schwer verwundet sei, während sie dabei waren, kurz vorher empfangene Lebensmittel zu verteilen, dabei sich aber im Graben aufhielten. [...] Es war den ganzen Tag über ruhig, nur gerade die halbe Stunde nicht.“³¹

Gottvertrauen prägte seine Einstellung: „Wenn Gott mir fernerhin gnädig ist, wie bisher, so will ich es gern und lange hier aushalten[,] und sollte es doch anders sein, so muss ich es auch aus seiner Hand nehmen. So ruhig, wie diese Tage, wird es wohl nicht immer bleiben. Doch genug.“³²

Fritz Stricker, Magdalenes Mann, fügte sich ebenfalls in sein Schicksal. Kurz nach Kriegsbeginn war auch er mobilisiert und nach Frankreich geschickt worden. Von einem Heimaturlaub an die Front zurückgekehrt, meldete er sich am 8. Januar 1917 bei seinem Schwager Theodor. Über seine Lage – gekennzeichnet von Ungewissheit, Angst und Todesgefahr – machte er lediglich Andeutungen, deutlich wird jedoch, wie prekär seine Situation war, vor allem hinsichtlich seiner Ernährung:

„Lieber Schwager! Erst jetzt komme ich dazu, Euch für die Weihnachts-sendung zu danken, die ich vor einigen Tagen erhielt, als wir vorn lagen. Dort war es zum Schreiben zu ungemütlich, weniger des Franzmanns als der schmutzigen Stellung wegen. Der Inhalt des Paketes war noch in bestem Zustand und hat mir da vorne, wo man manches entbehren muss, sehr gut geschmeckt. [...] Hoffentlich nehmt Ihr es mir nicht übel, dass ich Euch im Urlaub nicht besucht habe. Ich bin diesmal nur in Exter gewesen.

³⁰ Konrad Müller an Theodor Brünger, 24. August 1916.

³¹ Konrad Müller an Anna und Theodor Brünger, 7. November 1916.

³² Ebd.

Dafür war es in Eilshausen desto schöner, weniger angenehm war die Rückkehr zur Stellung. Jetzt hat man sich an die neue Lage gewöhnt.“³³

Auffällig war hier auch, dass Fritz Stricker beim Hinweis auf die „neue Lage“ vom persönlichen „ich“ und „mir“ in das unpersönliche „man“ wechselte, wie um Distanz zwischen sich und seiner aussichtslosen Situation an der Front zu bringen.

Knapp acht Monate nach Kriegsbeginn, am 15. März 1915, fiel Heinrich Stoevesandt, Maria Brüngers Ehemann, in Belgien. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Kriegsbegeisterung der allermeisten Deutschen bereits deutlich abgekühlt. Der rasche Bewegungskrieg war einem zähen und zermürbenden Stellungs- und Abnutzungskrieg mit bis dahin unbekannten Materialschlachten gewichen. Neuartige Waffen, zum Beispiel das von der kaiserlichen Armee im April 1915 bei Ypern massenhaft eingesetzte giftige Chlorgas, konterkarierten nicht nur die bis dahin gültige Vorstellung eines „ritterlichen Kampfes“, sondern produzierten auch grausam entstellte traumatisierte Soldaten und hunderttausende Tote. Maria Müller fing die wachsende Desillusionierung am Beispiel eines Gemeindeglieds treffend ein. Am 14. September 1915 schrieb sie an ihre Schwägerin Anna Brünger:

„Wenn nur erst ein Ende abzusehen wäre von diesem schrecklichen Kriege. Hier sind auch schon so viele gefallen, jetzt auch wahrscheinlich unser Organist, ein junger Lehrer. Hans Friedensschmidt hatte so unglücklich aus den Karpaten geschrieben und er war so begeistert ausgezogen.“³⁴

Friedel Brünger, der auch Soldat geworden war, rettete sich in Sarkasmus. Am 17. Dezember 1915 gratulierte er Theodor und Anna Brünger zur Geburt ihres ersten Sohnes Helmuth (1915–1942), den er als „jüngsten Vaterlandsverteidiger“³⁵ bezeichnete und damit unwissentlich dessen Schicksal vorwegnahm: Helmuth Brünger sollte am 21. Juli 1942 in der Sowjetunion fallen.

Zuvor aber hatte sich Helmuth Brünger seinen Onkel Friedel zum Vorbild genommen. Im November 1940 bat Helmuth Brünger seinen Onkel Hans (1886–1967), der Kunstmaler war, eine „Federzeichnung“ von ihm anzufertigen. Diese wollte er seinem Vater Theodor zu Weihnachten schenken. Als Modell sollte dabei ein Bildnis von Friedel dienen, welches sein Onkel Hans während des Ersten Weltkrieges von Friedel angefertigt hatte und das seitdem im Studierzimmer seines Vaters Theodor Brünger hing. Falls Hans Brünger der Bitte seines Neffen nachgekommen sein sollte – wovon auszugehen ist –, dann schmückten die Wände Theodor

³³ Fritz Stricker an Theodor Brünger, 8. Januar 1917.

³⁴ Maria Müller an Anna Brünger, 14. September 1915.

³⁵ Friedel Brünger an Theodor Brünger, 17. Dezember 1915.

Brüngers die Bildnisse Friedels und Helmuths, stumme Zeugen zweier verheerender Weltkriege.

4. „Unsere so reichlich essenden Pfleglinge ...“ Hungersterben auf dem Wittekindshof

Auch die „Heimatfront“ bekam die Auswirkungen des Krieges massiv zu spüren, vor allem hinsichtlich der Versorgung mit Brennstoffen und Nahrungsmitteln. Kein kriegführendes Land besaß seinerzeit ein Konzept, um die Ernährung seiner Bevölkerung sicherzustellen. Die mit Kriegsbeginn einsetzende britische Handelsblockade hatte den gesamten Überseeverkehr der deutschen Handelsflotte lahmgelegt. Die Devisenausfälle, aber mehr noch die entstehenden Versorgungslücken vermochte das Deutsche Reich kaum aus eigener Kraft zu kompensieren. Berechnungen, dass man sich zu annähernd 80 Prozent aus eigener Kraft würde ernähren können, hatten sich als falsch herausgestellt. Die Bevölkerung hungerte, der Schwarzmarkt florierte.

Daher verwundert es wenig, dass der Kampf um das tägliche Brot auch die Korrespondenz der Familie Brünger mehr und mehr bestimmen sollte. Vor allem Theodor und Anna Brünger wurden mit Bitten um Nahrungsmittel bestürmt. Schließlich gab es eine große Garten- und Landwirtschaft auf dem Wittekindshof. Regelmäßig verschickten sie nun Rhabarber, Erdbeeren, Salat, Äpfel, Birnen, Pflaumen und Gurken aus den Gärten des Wittekindshofes an ihre Verwandten. „Es ist doch nett“, schrieb Konrad an Anna im Februar 1915, „dass Du so vielen mit Euren geernteten Früchten Freude machen kannst, denn wie Du ja schriebst, der Gedanke ans Auspenden der anderen ist einem ja selber Freude genug.“³⁶

Unter dem wachsenden Versorgungsengpass litten besonders die Insassen von Psychiatrien, Gefängnissen, Kriegsgefangenenlagern und Heil- und Pflegeanstalten. Sie besaßen in aller Regel keinerlei Möglichkeiten, sich an der illegalen Marktökonomie zu beteiligen, und gerieten in eine totale Abhängigkeit von Leitung und Mitarbeitern. Letztlich entwickelte sich ihr Schicksal zu einer Frage von Leben und Tod. Denn je länger der Krieg andauerte und je mehr gesunde, junge Soldaten starben und je mehr die Bevölkerung hungerte, umso mehr rückten Gefängnisinsassen, Kriegsgefangene und Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung an das untere Ende der Ernährungshierarchie. Sie galten als „nutzlose“ Esser, denen man schließlich die Rationen so lange kürzte, bis ihnen nur noch die Hälfte dessen zuteil wurde, was für die „Normalbevölkerung“ zur Verfügung stand. Im Schnitt mussten sich diese Randgruppen mit etwa 500 Kalorien täglich zufriedengeben, wobei sich diese Ration nicht

³⁶ Konrad Müller an Anna Brünger, 9. Februar 1916.

aus hochwertigen, sondern aus minderwertigen, verdorbenen oder schwer verdaulichen Nahrungsmitteln zusammensetzte.

Auch die Bewohnerinnen und Bewohner des Wittekindshofs hungernten. Bereits am 6. Oktober 1915 hatte Theodor Brünger den Mitgliedern der Generalversammlung zu berichten: „Die Sättigung unserer so reichlich essenden Pfleglinge ist den Hausmüttern nicht immer leicht geworden. Das gesetzlich zugemessene Brot (250 Gramm) wollte schlechterdings nicht ausreichen.“³⁷ Diejenigen Bewohner und Bewohnerinnen, die sich beklagt hätten, seien mit einem deutlichen Hinweis auf ihre vaterländische Pflicht zur Ordnung gerufen worden, berichtete Pastor Brünger weiter.

Vom 1. Januar bis zum 1. Oktober 1915 verstarben dreißig Bewohnerinnen und Bewohner, das waren 4,8 Prozent im Vergleich zu 2,3 Prozent im Vorjahr. Und die Zahlen sollten weiter steigen. 1916 hatte sich die Zahl der Todesfälle bereits verdoppelt. Die Sicherstellung der Versorgung der ihm Anvertrauten war für Theodor Brünger – neben der Rekrutierung von Arbeitskräften – die wichtigste Aufgabe während der gesamten Kriegszeit. Allerdings schwieg er sich in seiner privaten Korrespondenz über seine Dauersorgen aus. Überhaupt wird der Wittekindshof in den überlieferten Briefen nur ganz selten erwähnt. Soweit ersichtlich, existieren nur zwei Briefe, in denen Theodor Brünger das Ernährungsproblem zur Sprache gebracht hat, und dies auch nur gegenüber seiner Frau Anna. Ein Brief stammt vom Februar 1916, in welchem er über den Mangel an Fleisch und Milch für die Bewohner berichtete. Ein anderer datiert vom Ende desselben Jahres; aus ihm geht hervor, dass man auf dem Wittekindshof bereit war, den Hungertod einer unbekannten Zahl von Menschen in Kauf zu nehmen:

„Eben komme ich vom Essen [...] Vorher hatten wir eine Besprechung mit den Hausvätern und Schwester Anna. Als ich erzählte, dass die Knappheit der Lebensmittel so groß sei, dass wir für unsere Elenden würden kaum genügend leicht verdauliche Speisen auftreiben können, um sie erhalten zu können, fing Schwester Anna an zu weinen. Ich habe unsere Not den Herren des Vorstandes gestern geschildert. Sie meinten auch, man dürfe die elenden Blöden den gesunden Menschen nicht vorziehen[,] und was man nicht ernähren könne, müsste man eben sterben lassen.“³⁸

Natürlich waren sich Theodor Brünger und der Vorstand darüber im Klaren, dass die ihnen anvertrauten Frauen, Kinder und Männer über kurz oder lang an Mangel- und Unterernährung sterben würden, aber sie waren nicht bereit, für deren bessere Ernährung mehr Geld auszugeben. Dabei stand der Wittekindshof zu dieser Zeit finanziell gut da und wäre

³⁷ Jahresbericht 1915, Archiv Wittekindshof, unverzeichnet.

³⁸ Theodor Brünger an Anna Brünger, 29. Dezember 1916.

durchaus in der Lage gewesen, überteuerte Lebensmittel einzukaufen.³⁹ Man setzte jedoch andere Prioritäten.

Man steckte weiter Geld in einen Baufonds und zeichnete vom September 1916 bis April 1918 vier Kriegsanleihen in Höhe von 170.000 Reichsmark und finanzierte mit diesen Darlehen die Fortführung des Krieges mit. Die Entscheidung Theodor Brüngers und des Vorstandes orientierte sich – ganz dem Zeitgeist verhaftet – nicht an der Schutzbedürftigkeit der ihnen Anvertrauten, die ja mit zu den Schwächsten und Wehrlosesten gehörten, sondern sie ordnete deren Gesundheit und letztlich deren Leben dem Primat der Politik und der Logik des Krieges unter. Diese Entscheidung sei ihm nicht leichtgefallen, räumte Brünger ein, sie sei aber seine Pflicht gewesen.⁴⁰ Die faktische Außerkraftsetzung des Lebensrechts der Schwachen war indes kein isoliertes Phänomen, sondern traurige Realität in vielen Heil- und Pflegeanstalten und Psychiatrien. Nach dem berüchtigten Steckrübenwinter 1916/1917 nahm Brünger allerdings einen zermürenden Kampf mit den Behörden um höhere Zuteilungen für die Bewohner und Bewohnerinnen auf. Einen einmaligen Erfolg seiner Bemühungen bildete die Zuteilung von eintausend Päckchen Puddingpulver, 60 Tafeln Schokolade und 500 Tüten Gebäck an Weihnachten 1917. Ansonsten musste man sich weiter mit einer dünnen Wassersuppe, im Anstaltsjargon „Hindenburgsuppe“ genannt, begnügen. Nur ausnahmsweise befassten sich Theodor Brüngers Korrespondenzpartner mit dem Schicksal der Bewohnerinnen und Bewohner des Wittekindshofs. Gedanken um deren Lebensumstände machte sich etwa Konrad Müller, der im Februar 1917 von der Front seinem Schwager Theodor schrieb: „Für Eure Kranken wird die Kälte besonders empfindlich sein, weil sie sich nicht warm arbeiten können, wie wir Gesunden. Wenn nun aber die Kälte nachgelassen hat, wird es ja auch für sie leichter werden.“⁴¹ Ende 1918 waren rund 290 Bewohnerinnen und Bewohner des Wittekindshofes an Entkräftung und Infektionskrankheiten, vornehmlich an Tuberkulose, verstorben. Aber auch nach dem Krieg ging das Sterben einstweilen weiter. Reichsweit sollten rund 70.000 Menschen in den Psychiatrien und Heil- und Pflegeanstalten dem Hungersterben zum Opfer fallen.

³⁹ Für die nachfolgenden Ausführungen siehe: Schmuhl/Winkler, Schreien (wie Anm. 7), S. 183-205.

⁴⁰ Jahresbericht 1916, Archiv Wittekindshof, unverzeichnet.

⁴¹ Konrad Müller an Anna Brünger, 27. Februar 1917. Konrad Müller wurde später Rendant auf dem Wittekindshof.

5. Der „Tod der Armen“ und der „Heldentod“: Sophie Brünger und Friedel Brünger

Bestimmte, vor allem belastende Themen spiegelten sich nur ganz selten in der familiären Korrespondenz wider. Eine ähnliche Leerstelle bildet das Schicksal von Sophie Brünger, der zweitjüngsten Schwester Theodor Brüngers. Wie eingangs erwähnt, irrlichtet die junge Frau als „unser armes Sophiechen“ durch die Briefe und Karten, ohne dass man ein deutlicheres Bild von ihr gewinnen könnte. Mit Hilfe ihrer Patientinnenakte und den wenigen von ihr geschriebenen Mitteilungen an ihre Familie gelang es jedoch, mehr über sie zu erfahren.

Zuvor jedoch eine quellenkritische Anmerkung hinsichtlich der Aussagekraft von Krankenakten.⁴²

Patientenakten geben unter anderem Auskunft über Anamnese, Diagnose und Behandlungsmethode. Zugleich sind sie Produkte der Interaktion von Ärzten, Schwestern und Patienten. Da aber nur Ärzte und Schwestern zur Aktenführung berechtigt waren, lag es letztlich ausschließlich in ihren Händen, welcher Typ von Patient zwischen zwei Aktendeckeln entstand. Schaut man sich die Akte eines Patienten an, so wird man immer wieder feststellen, dass nicht nur dessen Krankheitssymptome – seien sie physisch oder psychisch – aufgezeichnet, sondern diese auch moralisch bewertet wurden. Als Sophie einmal ihre Umgebung anlachte, wurde ihr dies als „läppisches“ Verhalten angekreidet.⁴³

Dem ärztlichen und schwesterlichen Deutungsmonopol vermochten die Patienten kaum etwas entgegenzusetzen, es sei denn, sie machten sich selbst Notizen, führten ein Tagebuch oder schafften es, ihre Briefe unbehelligt abzuschicken. Nur in den seltensten Fällen findet sich die Perspektive der Betroffenen in deren Akten wieder, und dies auch nur, wenn Ärzte oder Schwestern die Aussagen und Einschätzungen der Kranken niederschrieben. Da die Professionellen aber nie alles mitschrieben, sondern eine Auswahl trafen, sind die überlieferten Äußerungen der Patienten durch diesen Fremdfilter zu sehen und entsprechend vorsichtig zu behandeln.

Was ist nun zu Sophies Schicksal vor und während des Ersten Weltkrieges zu sagen? Am 6. Oktober 1887 in Exter (Kreis Herford) geboren, besuchte sie zunächst die Höhere Töcherschule und arbeitete anschlie-

⁴² Vgl. Tsapos, Nicolas: Wie Frauen zu Patientinnen werden. Soziale Kategorisierungen in psychiatrischen Krankenakten der von Bodelschwinghen Anstalten Bethel (1898–1945), Frankfurt (Main) 2012.

⁴³ Müller, Ulrich: Metamorphosen. Krankenakten als Quellen für Lebensgeschichten, in: Fuchs, Petra [u.a.] (Hgg.): „Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst.“ Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“, 2. Aufl., Göttingen 2008, S. 80–96, S. 83.

ßend als „Stütze im Haushalt“.⁴⁴ Im April 1909 erlitt sie einen, wie es in ihrer Krankenakte heißt, „Krampfanfall“, der sie zwar bewusstlos werden ließ, zunächst aber ohne gravierende Folgen geblieben zu sein schien. Kurz darauf besuchte sie ihre Eltern in Exter, wo sie mit einem merkwürdigen Verhalten auffiel. Sie zeigte sich (so entnimmt man ihrer Krankenakte) „gereizt, hatte starke Blutwallungen zum Kopfe, war beängstigt, sah und hörte allerlei; gebrauchte eigentümliche Ausdrücke, war von wechselnder Stimmung, in der sie bald lachte, bald weinte.“ Sophies Hände und Füße hätten gezuckt, sie habe grimassiert und sei ihren Beschäftigungen nur unregelmäßig nachgegangen. Auch habe sie „eigentümliche Fragen“ gestellt, zum Beispiel: „Ist der Himmel größer als die Erde?“ Nach einigen Monaten wussten sich Sophies Eltern offenbar nicht mehr zu helfen. Am 11. August 1909 brachten sie ihre 21jährige Tochter nach Bethel, wo man eine „periodische Manie“ diagnostizierte. Sie kam in das 1889 erbaute Haus Magdala, in dem vor allem „gemüts- und geisteskrankte Frauen“ der „höheren Stände“ lebten. Als Therapie wurde zunächst eine Dauerbettbehandlung verordnet. Das bedeutete, dass die junge Frau (von wenigen Ausnahmen abgesehen) Tag und Nacht im Bett bleiben musste – eine seinerzeit durchaus populäre Behandlungsmethode. Da Sophie an Schlafstörungen litt, erhielt sie „fast täglich Hyoscin-Morphin-Injektionen“.⁴⁵ Diese Wirkstoffkombination wurde bis zur Einführung der Neuroleptika in den 1950er Jahren hoch erregten psychisch erkrankten Menschen gegeben. Da sich Sophies Unruhe nicht legte, erhielt sie ab September 1909 zusätzlich Veronal. „Eine Wirkung war nicht zu konstatieren“, liest man im Krankenbericht und verordnete stattdessen Chloralhydrat.⁴⁶ Immerhin war es Sophie bis dahin gelungen, sich ein Mindestmaß an Selbstverfügung zu erhalten. Sie nahm das Veronal nur in der Suppe oder im Tee.

Am 7. September 1909 spitzte sich Sophies Situation dramatisch zu. Offenbar wollte die junge Frau nicht länger leben. Sie sprang auf das „Fenstergesimse“, wohl in der Absicht, aus dem geschlossenen Fenster zu springen, und „wickelte sich den Zopf um den Hals und würgte sich.“ Da sie an ihren Haaren riss, musste sie fortan „feste Handschuhe“ tragen. Diese waren keine Handschuhe im eigentlichen Sinne, sondern es waren Säckchen aus Leder ohne Vorrichtungen für die Finger und den Daumen. Trug man diese Handschuhe, die am Handgelenk befestigt waren, konnte

⁴⁴ Krankenakte Sophie Brünger, Hauptarchiv der von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel, Pat Maha 1, 242-3872. Danach auch die folgenden Zitate und Ausführungen.

⁴⁵ Scopolamin wirkt bei niedriger Dosierung leicht beruhigend und hemmend auf das Brechzentrum im Gehirn. Bei höherer Dosierung wirkt es dämpfend und sorgt für einen Zustand der Apathie. Da es in diesem Fall auch für einen Zustand der Willenlosigkeit sorgen kann, wurde es in den 1950er Jahren bis zum Aufkommen von Natrium-Pentothal als „Wahrheitsserum“ eingesetzt.

⁴⁶ Im heutigen Jargon: „k.o.-Tropfen“.

man nicht mehr richtig zugreifen. Feinmotorische Bewegungen waren gänzlich unmöglich.

Ob Sophie mit diesen Handschuhen auch an ihr Bett festgebunden wurde, muss offenbleiben. Zumindest besaßen diese Handschuhe Schnüre zum Fixieren. Auf die Frage, wieso sie die fingerlosen Handschuhe trage, antwortete sie: „Weil ich meinen Zopf nicht in Ruhe lassen kann“, und: „Weil ich noch nicht so weit bin.“ Angetan mit diesen Handschuhen, musste Sophie zum ersten Mal ein „prolongiertes“ Bad nehmen. Mit dieser Dauerbadbehandlung, die manchmal Tage dauern konnte und in psychiatrischen Anstalten seinerzeit üblich war, verknüpfte man gleichfalls die Hoffnung, Erregungszustände zu dämpfen.⁴⁷

Anfang November 1909 wurde Sophie in das Haus Mahanaim verlegt. In dem 1898 erbauten Haus kamen vorrangig Patientinnen unter, deren Prognose als sehr wahrscheinlich hoffnungslos galt.⁴⁸ Anders als Magdala war Mahanaim ein Haus „III. Klasse“. Mit anderen Worten: Hier wurden vor allem Frauen aus ökonomisch schwachen Schichten aufgenommen. Aufgrund der geringeren Pflegesätze ist leicht anzunehmen, dass sich das räumliche, aber auch das betreuende Umfeld für Sophie verschlechterte. Erneut bekämpfte man ihre Unruhe, ihre temporäre Aggressivität und ihren zeitweisen Ungehorsam mit Dauerbädern und sedierenden Medikamenten. Einmal habe sie im Nachthemd vor Friedrich von Bodelschwingh (1831–1910) getanzt, als dieser einen Rundgang durch ihre Station machte. Scham erfüllte Sophie über ihr Verhalten, wie man in ihrer Krankenakte nachlesen kann. Ging es ihr besser, dann erledigte sie kleine Handarbeiten, oder sie zeichnete.

⁴⁷ Die Behandlung mit Wasser gab dem Ganzen den Anstrich einer Kur. Ein prominenter Vertreter der Dauerbadbehandlung war der Heidelberger Psychiater Emil Kraepelin (1856–1926).

⁴⁸ Saronweg 63. Biblischer Bezug: 1. Mose 32,2-3. Mahanaim = Gottes Heerlager. Hier erblickt Jakob die Engel Gottes. „Auch Krankheit und Dunkelheit sind dem Glau- ben Gottes Boten, Zeugen von seiner Gegenwart“.

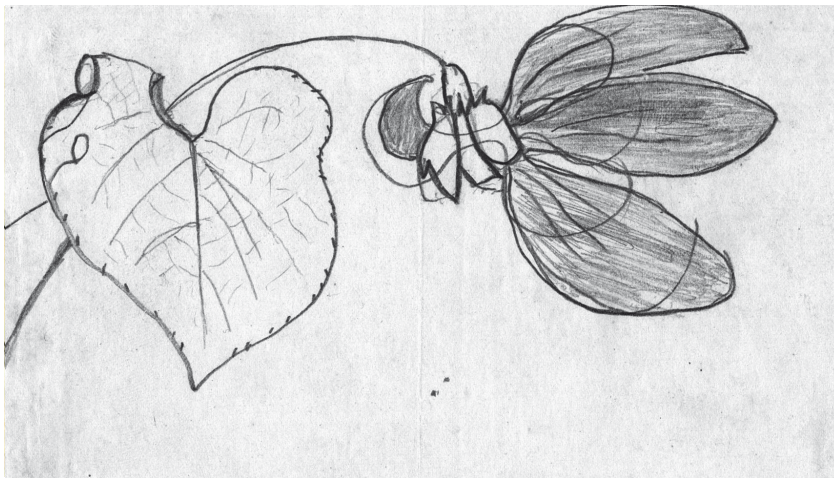


Abb. 1: Sophie Brünger: Blume mit Blatt (undatiert)
Hauptarchiv Bethel PatMaha1 242-3872, Zeichnung 2

Zwei Zeichnungen vom Januar 1910 sind erhalten geblieben. Auf der Rückseite einer Postkarte hat Sophie eine stilisierte Blume mit Blatt verewigt.

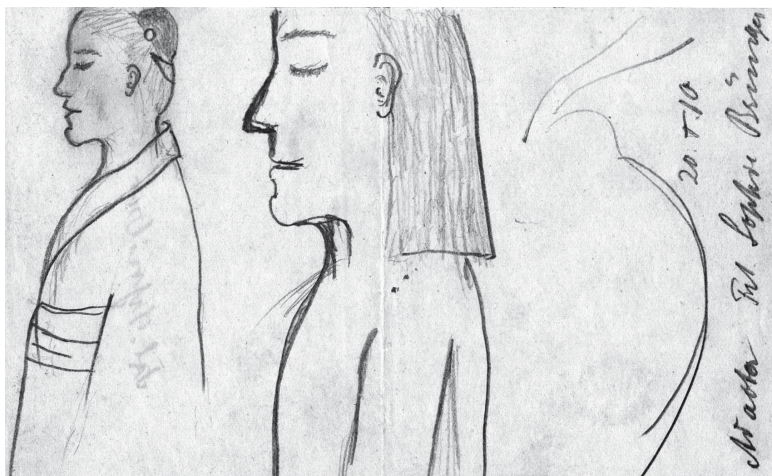


Abb. 2: Sophie Brünger: Zwei Frauen im Profil (vor dem 20. Mai 1910)
Hauptarchiv Bethel PatMaha1 242-3872, Zeichnung 1

Die andere Zeichnung gibt eher Rätsel auf. Zwei Frauen sind im Profil gezeichnet, wenden sich zum linken Bildrand, ihre Augen sind geschlossen. Die erste androgyn wirkende Person hält sich im Hintergrund. Ihr Haar ist streng zurückgebunden und wird in einem Dutt zusammengefasst, die Oberbekleidung erinnert an einen Kittel, der linke Arm wird von einer Armbinde umfasst. Ob Sophie eine Mitarbeiterin oder einen Arzt hatte abbilden wollen? Die zweite Person ist eindeutig weiblich, trägt halblanges Haar, der Kopf ist im Verhältnis zum unbedeckten Oberkörper, der gleichwohl nicht nackt, sondern eher unvollendet ist, zu groß. Wen Sophie da wohl im Sinn hatte?

Ein Brief an ihre Eltern vom 20. Januar 1910 dokumentiert ihre Auseinandersetzung mit ihrer Erkrankung, ihre Furcht, eine zu große finanzielle Belastung für ihre Familie zu sein, an der sie hing:

„Liebe Eltern! Meinen Dank für Deinen Brief, lieber Vater[,] u[nd] Dir fürs Paket, Mütterlein. [...] ich glaube, die ganze Krankheit ist Sehnsucht nach Euch. Ich bin so traurig gewesen, dass ich Maria und Theodor nicht sehen durfte; wenn man erst mal da wieder sitzt, wo man hingehört, dann wird wohl alles wieder gut werden. Das Tuch von Ida⁴⁹ habe ich am Halse. Der Arzt ist erbärmlich streng. [...] Wenn ich doch zu Euch dürfte. Ich mache mir so viel Sorge um das Geld, das greift natürlich an. Bitte schreibt doch, was es eigentlich kostet. Jetzt kommt der Frühling bald. Mutter, dann hast du viel Arbeit, bitte, dann hol mich [...]. Ich kann mir gar nicht recht vorstellen, wie es bei Euch ist. Das ist schrecklich. [...] Herzliche Grüße allen dort. Euer Sophiechen.“

Sophies Brief ist – wohl wegen ihrer negativen Äußerung über ihren Arzt – nie abgeschickt worden, sondern wurde von 1910 bis heute in ihrer Krankenakte verwahrt.

Am 24. Dezember 1910 wurde Sophie „ungeheilt“ in die Familie entlassen. Die Gründe für diese überraschende Entwicklung sind nicht überliefert. Vier Jahre später kam Sophie wieder nach Bethel. Sie sei „gehorsam“ mitgegangen, habe aber beim Abschied geweint, teilte Pauline Brünger ihrem Sohn Theodor am 31. Oktober 1914 mit. Dieses Mal lautete die Diagnose „manisch-depressives Irresein“. Wieder kam sie in das Haus Mahanaim. Über diese Zeit existieren keine Unterlagen. Am 5. Oktober 1915 wird Sophie entlassen, „ev[en]t[uel]l gebessert“, wie zu lesen ist. Nach ihrer Entlassung verbringt sie einige Zeit auf dem Wittekindshof, um dann gemeinsam mit ihrer Mutter nach Exter zu ihrem ältesten Bruder Heinrich zu ziehen. Ihr angeschlagener körperlicher Gesundheitszustand verschlechtert sich zusehends. Eine Untersuchung ergibt ein Lungenleiden, welches mit „schlimmen Husten“ und Heiserkeit einhergeht.

⁴⁹ Ida Brünger (1880–1976), eine weitere Schwester Theodor Brüngers.

Hin und wieder hustet sie Blut.⁵⁰ Besorgt schreibt Sophies Mutter Mitte Dezember 1915: „Gestern (Sonntag) Mittag war der Arzt hier. Nach genauer Untersuchung sagte er, dass bei der linken Seite ein großer Lappen krank sei u[nd] an der rechten auch schon etwas.“⁵¹ In keinem der Briefe taucht die Diagnose Tuberkulose auf, an der die junge Frau offensichtlich erkrankt war. Ob sie sich in Bethel angesteckt hat, kann nicht gesagt werden. Die überfüllten Räume, der seltene Aufenthalt an der frischen Luft, die Beschäftigungslosigkeit und nicht zuletzt die Mangelernährung, die auch in Bethel an der Tagesordnung war, dürften ihr sicherlich nicht zuträglich gewesen sein. Im Juli 1916 versicherte Sophie ihren „lieben Geschwistern“,⁵² dass es ihr „ganz gut“ gehe, sogar „sehr gut“, setzte sie hinzu. Ob sie an den augenscheinlich nicht endenwollenden Krieg dachte, als sie abschließend schrieb: „Es wird auch wieder Weihnachten, dass nur das auch trösten darf, das darf doch niemand vergessen“?

Sophie wird immer kränker, Durchfälle und Leibschmerzen quälen sie.⁵³ Medikamente, darunter ein opiumhaltiges Präparat,⁵⁴ verweigert sie.⁵⁵ Ihre Unruhezustände treten weiterhin auf, mal mehr, mal weniger regelmäßig. Sophie, die in einer Mansarde unter dem Dach des Pfarrhauses ihres Bruders lebt, kommt kaum noch vor die Tür, scheint aber beliebt gewesen zu sein. Einige Nachbarinnen bringen Nahrungsmittel, eine andere Nachbarin Chrysanthemen. Eine therapeutische Perspektive scheint es für Sophie nicht mehr gegeben zu haben. Am 26. April 1917 stirbt Sophie im Alter von gerade einmal 29 Jahren. „Gott Lob, dass sie erlöst ist“, schreibt Heinrich einen Tag später an seinen Bruder Theodor⁵⁶ und sprach damit wahrscheinlich das aus, was viele dachten.

Fast genau ein Jahr später, am 6. April 1918, wird Sophies Bruder Friedel in Frankreich von einer Granate zerfetzt.⁵⁷ Er sei schnell gestorben und habe seine letzte Ruhe auf dem Soldatenfriedhof Fricourt gefunden, teilte Friedels Divisionspfarrer den Hinterbliebenen mit.⁵⁸ Sodann erin-

⁵⁰ Pauline Brünger an Theodor Brünger, 24. März 1916.

⁵¹ Pauline Brünger an Heinrich Brünger, 13. Dezember 1915.

⁵² Sophie Brünger an die „lieben Geschwister“, 4. Juli 1916. Danach auch die folgenden Zitate.

⁵³ Pauline Brünger an Theodor Brünger, 22. September 1916.

⁵⁴ Pauline Brünger an Theodor Brünger, 26. November o. J. [1916].

⁵⁵ Pauline Brünger an Theodor Brünger, 1. Dezember 1916. Danach auch die folgenden Ausführungen.

⁵⁶ Heinrich Brünger an Theodor Brünger, 27. April 1917. Anna Brünger hatte ihrem Mann vom Ableben ihrer Schwester berichtet.

⁵⁷ Kopf und Hals wurden von Granatsplittern getroffen. Vgl. Divisionspfarrer Kockelke an Pauline Brünger, 7. April 1918. Hermann Kockelke (1890–1974), ordiniert im Jahre 1915, leistete von 1914 bis 1918 Kriegsdienst. Von seinen vielen beruflichen Stationen nach dem Ersten Weltkrieg sei nur eine genannt: Von 1925 bis 1930 war er Geschäftsführer des Westfälischen Herbergsverbandes. Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 6), S. 265, Nr. 3343.

⁵⁸ Pauline Brünger an Theodor und Anna Brünger, 15. April 1918. Danach auch die folgenden Zitate.

nerte sich der Geistliche an seine Begegnungen mit dem 22-jährigen Friedel Brünger:

„Wohl selten habe ich eine solche allgemeine Trauer gesehen, wie beim Begräbnis Ihres unvergesslichen Sohnes herrschte. Wie selten ein Offizier, so war Ihr Sohn bei Offizieren wie Mannschaften allgemein beliebt. Jeder Mann im Bataillon wusste es, wie treu und gewissenhaft Leutnant Brünger sorgte. Oft sah ich Ihren lieben Sohn in den Tagen des ersten Durchbruches. Am Sonntag Palmarum [Palmsonntag, also der Sonntag vor Ostern] sprach ich ihn. Wie begeistert erzählte er vom herrlichen Vorwärtstürmen. Mit Hauptmann Bürger war er immer seinem Bataillon voran. Er war Soldat mit Leib und Seele. [...] Nun ist der junge Held am Ziele.“

Mit diesen Hinweisen zeichnete der Divisionspfarrer das Bild Friedels als das eines mutigen und selbstlosen Soldaten, der bei Vorgesetzten und Kameraden gleichermaßen beliebt und im treuen Dienst für sein Vaterland als gläubiger Christ gefallen war. Friedels Mutter übernahm die Deutung des Geistlichen, mehr noch, Pauline Brünger baute sie weiter aus. In ihren Augen war Friedel ein erklärter Liebling Gottes gewesen. „Alle“, schreibt sie, hätten ihren Friedel „lieb gehabt“ und seien „stolz“ auf ihn gewesen. Gott aber habe ihn „noch lieber gehabt und nun in Sicherheit gebracht.“

Sie war davon überzeugt, ihren Sohn irgendwann einmal wiederzusehen: „Friedel ist körperlich wohl tot, aber in meinem Herzen wird er weiter leben in treuem Andenken[,] und mein treuer Gott bewahrt seine Seele bis zum großen Tage der Auferstehung, was wird das dann für ein herrliches Erwachen sein.“ Hier konnte man sehr anschaulich sehen, wie ein Erlebnis – der sinnlose Tod Friedels – mit Hilfe des „sozialen Wissens“ – des Glaubens an Gott, Kaiser und Vaterland – mit Sinn versehen und damit zu einer Erfahrung wurde, mit der Pauline Brünger ihren Frieden finden und weiterleben konnte. So konnte der zeittypische überflüssige Tod von zwei jungen Menschen also ganz unterschiedlich interpretiert werden. Die kranke Sophie war den „Tod der Armen“ gestorben, ihr Soldatenbruder hingegen hatte den „Heldentod“ erlitten.

Zu diesem Zeitpunkt bangte Magdalene Stricker, geborene Brünger, bereits seit Monaten um ihren Mann Fritz. Seit einem „erbitterten Handgemeine“⁵⁹ Ende Mai 1917 mit französischen Soldaten, die in seine Stellung eingedrungen waren, galt der 36-Jährige als vermisst. In den darauffolgenden Wochen und Monaten schrieb Magdalene Stricker an das Rote Kreuz und an einige Kameraden ihres Mannes, um etwas über Fritz in Erfahrung zu bringen. Keiner konnte ihr etwas Konkretes mitteilen. So blieb ihr nur, weiter auf Nachrichten zu warten. „Möglich ist es ja immerhin, dass er noch lebt und auf diese oder irgendeine andere Weise am

⁵⁹ Magdalene Stricker an Theodor Brünger, 18. August 1917.

Schreiben gehindert würde!“, versuchte die Mutter von zwei Kindern sich zu beruhigen. Aber die Wochen und Monate vergingen ohne Nachricht. Schließlich fand Magdalene für sich einen Weg, um ihre Sorgen und ihre Sehnsucht nach ihrem Mann einzuhegen: Sie las. „Es ist nur gut“, schrieb sie an ihren Bruder Theodor im Februar 1918, „dass es Bücher gibt“, und griff zu anspruchsvoller Literatur: „Ich habe jetzt zwei [Bücher] angefangen, die aber beide eine ziemlich schwere Kost sind.“ Die Bücher, von denen sie sprach, waren „Das deutsche Volk und die Politik“, 1915 verfasst vom Gründer der liberalen Deutschen Demokratischen Partei, Hugo Preuß (1860–1925). Das andere Buch mit dem Titel „Von kommenden Dingen“ stammte aus der Feder Walter Rathenaus (1867–1922), ebenfalls Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei und später Außenminister der Weimarer Republik. Die Frage, ob sich Magdalene Brünger auf die Zeit nach dem Ende des Kaiserreiches vorbereiten wollte, muss offenbleiben. Politische Bücher zu lesen, noch dazu von liberal Gesonnenen, war für eine Frau und nicht zuletzt für Magdalenes Kreise sicherlich ungewöhnlich. Ihre verzweifelte Hoffnung, ihren Mann lebend wiederzusehen, sollte sich nicht erfüllen.

6. Das Kriegsende

„Nun ist das Unglück hereingebrochen“, schrieb Theodor Brünger in seinem Jahresbericht 1919 und meinte damit zu allererst die deutsche Niederlage mit ihren großen Gebiets- und Bevölkerungsverlusten, den sogenannten „Schandfrieden“ von Versailles mit seinen Reparationsforderungen und schließlich die Abdankung Kaiser Wilhelms II. Da die Erwartungen 1914 so hoch gewesen waren, war der Fall nun umso härter und tiefer. Die Novemberrevolution 1918 wurde von vielen Deutschen als regelrechtes Trauma erlebt, die demokratisch verfasste Weimarer Republik galt ihnen als historische Katastrophe. Derlei Äußerungen finden sich in den überlieferten Briefen der Familie Brünger und ihrer Korrespondenzpartner nicht. Die Tendenz, die bereits ab 1916 zu beobachten ist, dass sich die Familienmitglieder kaum mehr zum Krieg äußerten, auch zu politischen Fragen keinerlei Stellung bezogen, verfestigte sich in den darauffolgenden Jahren. Zwar gingen immer noch Karten und Briefe hin und her, die Kinder von Theodor und Anna Brünger verfassten nun ebenfalls ihre ersten kleinen Briefe, aber man blieb an der Oberfläche, gratulierte sich an Geburtstagen und zu Geburten, übermittelte Weihnachts- und Neujahrsgrüße, tauschte Neuigkeiten über gemeinsame Bekannte aus und sprach gemeinsame Treffen ab. Annas Bruder Konrad, der 1918 in Kriegsgefangenschaft geraten war, machte hingegen aus seinem Herzen keine Mördergrube. Die Zukunft sah er negativ. Am 10. August 1919 gratulierte er

seinem Schwager Theodor zum Geburtstag und fragte, was er ihm wünschen sollte. Gesundheit? Freiheit?

„Gesund bist Du hoffentlich, das ist schließlich das Schönste. Freiheit hast Du, die uns fehlt, das wäre sonst das Zweite. Was soll ich Dir sonst sagen, ich weiß nichts, denn die Trostlosigkeit unserer Lage beschäftigt uns derartig, dass andere Gedanken keinen Raum haben. Was Wunder, dass sich letzten Abend im Nachbarlager wieder einer erhängt hat? Was soll denn mit uns werden? Wie lange will man uns halten? Unser Leben schänden? Müssen erst so viele geistig zerrüttet werden, damit der Triumph voll ist. Für uns gibt es keinen Trost für diese Zeit, man merkt es fast allen an, auch denen, die man für stark hielt. Viele lachen das zynische oder fatalistische Lachen der Verzweiflung.“

Auf dem Wittekindshof ging die Arbeit weiter. Die Häuser füllten sich langsam wieder, fast alle eingezogenen Mitarbeiter kehrten aus dem Krieg oder aus der Gefangenschaft zurück. Die Kriegsbetstunden aber behielt man bis 1920 bei, nur dass man jetzt nicht mehr – wie in der Vergangenheit – für einen deutschen Sieg, sondern für die Linderung der „vaterländischen Schmerzen und Sorgen“ betete.

Folgt man ihren Briefen und ihren Handlungen, dann hatten die Familie Brünger und ihre Angehörigen während der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) die an sie gestellten Erwartungen und Aufgaben erfüllt – als Soldat, als Pastor, als Anstaltsleiter, als Ehefrau und Mutter. Das Wort „Pflicht“ fand sich in vielen ihrer Briefe, manchmal wie beiläufig, manchmal – angesichts der zahlreichen an sie herangetragenen großen Zumutungen und existentiellen Herausforderungen – sich selbst und die Angehörigen beschwörend. Die meisten hatten sich von Gott behütet und geleitet gefühlt. Mit diesem Erfahrungswissen gingen die Überlebenden der Familie Brünger in die kommende Zeit.